



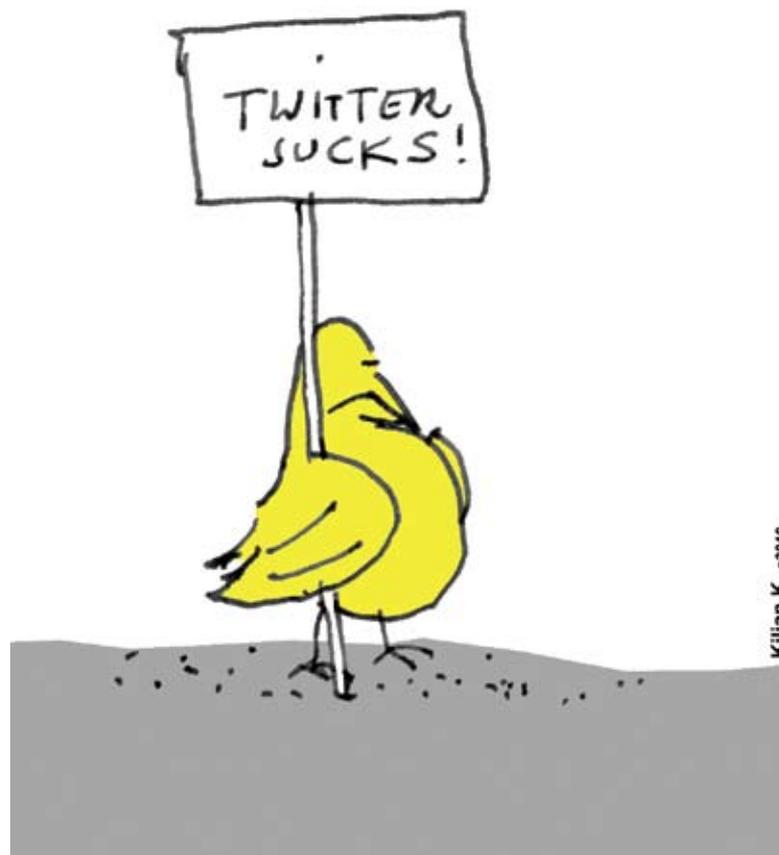
Arno Maierbrugger

Digitaler Rausch



Die Krankheit des digitalen Zeitalters nennt sich „Disconnection Anxiety“: die Furcht, von den Datenströmen des Internets abgeschnitten zu sein. Unter ernsteren Symptomen leidet der sogenannte Crackberry: ein Mensch, der von der Sucht befallen ist, alle paar Minuten auf seinen BlackBerry oder sonstigen PDA zu schauen, ob neue E-Mails angekommen sind. Dabei wird ein Teufelskreis erzeugt: Wer permanent erreichbar ist und auf E-Mails antwortet, von dem wird auch weiterhin erwartet, dass er immer prompt verfügbar ist. Um daher diesen Kommunikationsdruck zu erfüllen, gibt es für den Crackberry auch

keine Freizeit oder keinen Urlaub, wo er den E-Mail-Empfänger oder den Laptop zurücklässt. Das größte Übel für einen Crackberry ist das sogenannte Netzloch, also eine Zone, wo er nicht erreichbar ist und niemanden erreichen kann. In diesen Momenten, so hat eine Studie des BlackBerry-Herstellers Research In Motion (RIM) ergeben, erleben Manager und Kommunikationssüchtler ihre größten Krisen. Ständige Erreichbarkeit kann abhängig machen. RIM-Chef Jim Balsillie meint einfühlend, dass man das Gerät ab zehn Uhr abends ausschalten und sich nicht zum „Sklaven der Technologie“ machen sollte. Allerdings hat BlackBerry-Sucht auch Vorteile: Sie befreit von der Langeweile in Sitzungen und sorgt dafür, dass man sich als Autofahrer auf die nächste rote Ampel freuen kann. So kann der digitale Rausch auch einen Nutzen haben.



Kilian K. ©2010

Emanuel Riedmann

Entpixelt euch!



„Second Life“, „World of Warcraft“, „The Sims“ – die Liste virtueller Rollenspiele, in denen man sich ein digitales Alter Ego schaffen kann, ist lang. Die Vielseitigkeit dieser Spiele steigt, die Darstellung wird immer realistischer, und der eine oder andere möchte, so scheint's, gar nicht mehr in sein echtes Leben zurück. Für jemanden wie mich, der seit Jahren keinen Fernseher mehr hat, ist das nur schwer nachvollziehbar. Die Idee, in eine andere Rolle und Identität zu schlüpfen, ist zwar wahrscheinlich so alt wie die Entdeckung der eigenen. Früher waren es Maskenbälle, Bücher oder Theater, die den Menschen

diese Möglichkeit boten. Doch so komplex wie heute war es noch nie. Im Internet werden virtuelle Waren längst mit echtem Geld gehandelt, es kommt sogar zu Gerichtsfällen wegen Streitigkeiten in der digitalen Welt. Dass sich die Leute in ihrem „Second Life“ offenbar genauso aufführen wie im wirklichen Leben, aus dem sie ursprünglich flüchten wollten, mag Zynikern ein Lächeln verursachen. Weniger zynisch ist die Frage nach dem verschwendeten Potenzial. Wie sähe das Leben einiger „Spielfreaks“ wohl aus, würden sie mehr Zeit ins echte Leben investieren? Onlineunterhaltung als Breitbandnarkotikum. „Búscate la vida!“ – „Finde dein Leben!“, sagen die Spanier. Hat man es schließlich gefunden, kann man es natürlich wieder hinter ein paar Einsen und Nullen einreihen, wenn man möchte. Ei, da ist es ja schon wieder, das Lächeln von vorhin.

Alexandra Riegler

Facebook-Fibel



Facebook ist schwierig. Es scheint unausgesprochene Etiketten zu geben (alles mit „Gefällt mir“ versehen, was der Chef verlautbart?), Spiele sind verführerisch (Gemüse anpflanzen, jö!) und Software neugierig (Ex-Sexpartner suchen). Für Anfänger ist weniger also mehr: die Finger von Applikationen lassen; Facebook nicht das eigene Adressbuch überantworten; sich zuerst nur mit Leuten anfreunden, die man „wirklich“ (also im echten Leben) kennt; die Privatsphäre-Einstellungen durchforsten; sich mit weiteren Leuten anfreunden; die Privatsphäre-Einstellungen nachjustieren. Wie Facebook mit Datenschutz umgeht,

wird zwar gemeinhin für einen Witz gehalten. Praktisch lässt sich aber bei jeder „Was tue ich gerade“-Nachricht die Zielgruppe auf die Person genau festlegen. Mit weltweit 400 Mio. Benutzern und einer ganzen nachgelagerten Industrie ist Facebook eine Art Web in sich. Es gibt mächtige Protestaktionen, Trends, die gerade einmal eine Woche dauern, hemmungsloses Herdenverhalten und einen ganzen Haufen Leute, die auf gut Österreichisch irgendwo „ang'rennt“ sein dürften. Ein Gutteil der Faszination liegt in der immensen Größe und der ständigen Bewegung: gestern Studententreffpunkt, heute Networker-Paradies. Um jeden Preis muss man bei Facebook dennoch nicht dabei sein. Überlegte Abwesenheit schlägt eine Fanboy-Manier um Längen. In der einen Stunde, die damit für manche frei wird, lässt sich sogar echter Salat anbauen.